

Nina Degele
Ordentlich anders

Zur Entselbstverständlichung von Geschlecht¹

1. Einleitung

So sexy kann Soziologie sein: Nicht um die gut abgehangene Frage nach (der Möglichkeit gesellschaftlicher) Ordnung, nach (wiederholbaren) Schemata, Regeln, Regelmäßigkeiten, Muster und Strukturen geht es, sondern um das Andere der Ordnung, »Semantiken des Irregulären und Außerordentlichen, des Exzeptionellen und Amorphen, des Ereignishaften und Inkommensurablen«.² Geht es bei dieser Standortbestimmung darum, wie das Außen der Ordnung beziehungsweise das von ihr nicht Erreichte gedacht werden kann »oder sich dagegen sperrt, gedacht zu werden«,³ könnten die Gender- und noch mehr die Queer Studies mit dem penetranten Hinterfragen ihres Gegenstands, nämlich der im Hinblick auf Geschlecht als dichotom und hierarchisch konstituierten Ordnung der Gesellschaft, geradezu als Paradigma für ein Anderes der Ordnung erscheinen. Denn es geht ihnen nicht nur darum, diese Ordnung als Strukturprinzip schlechthin auszuweisen und zu rekonstruieren. Vielmehr arbeiten sie daran, Brüche und Widersprüche sichtbar zu machen und mitunter auch zu überschreiten: empirisch mit dem Hinweis auf LSBTI (als Sammelbezeichnung für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender/-sexuelle und intergeschlechtliche/-sexuelle Menschen), theoretisch mit Konzepten der Kritik, Komplexitätssteigerung und Dekonstruktion/Entselbstverständlichung. Strategien dazu waren und sind Historisierungen und Kulturvergleiche; ebenfalls soll(t)en diejenigen sichtbar werden und eine Stimme bekommen, die bislang aus herrschenden Diskursen ausgeschlossen waren und sind. In diesem Zusammenhang ist die Geschlechterforschung wie auch die Soziologie eine Ordnungswissenschaft, die das Andere der Ordnung immer auch schon in sich trägt. Ihr geht es um die Feststellung und Diagnose von Ordnungen und Problemen (Empirie: Was ist), die Eröffnung von Denkräumen und Alternativen (Theorie: Was wünschbar und möglich ist und wie es gedacht werden kann) und die Identifikation und Er-

1 Für konstruktives Fragen, Kritisieren und Diskutieren danke ich Stephanie Bethmann.

2 Ulrich Bröckling et al., »Editorial«, in: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 7 (1), 2014, S. 4–10, hier: S. 5.

3 Ebd., S. 5.

klärung von Phänomenen wie auch daran geknüpft die Entwicklung von Strategien, wie diese Lücke zu überbrücken ist (Methodologie: Wie lassen sich Theorie und Empirie koordinieren, ohne eins aufs andere zu reduzieren?).

Liefern die Gender Studies mit Heteronormativität als einem Grundbegriff für die Annahme der naturgegebenen Verwobenheit von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität ein Ordnungsprinzip und mit LSBTI dessen Anderes, stehen sie damit für die Suche nach dem Anderen der Ordnung, aber – diese These will ich im Folgenden entwickeln – *nicht* unbedingt für sein Auffinden. Denn dazu müssten sie sich außerhalb eines Feldes bewegen, das durch die Suche nach Mustern, Mechanismen und nicht-zufälligen Verhältnisbestimmungen gekennzeichnet ist. Um Strukturen und Verallgemeinerbares aber geht es sozial- und geschlechterwissenschaftlichem Denken und Forschen vor allem, weniger um das Singuläre, Außerordentliche, Exzeptionelle. Diesen Zusammenhang diskutiere ich aus einer praxeologischen Perspektive, wonach sich die Logik sozialer Felder (nicht nur im Hinblick auf Geschlecht) immer auch und maßgeblich über die oft genug unberechenbare und schwer prognostizierbare Praxis der Akteur/innen konstituiert, die es theoretisch zu rekonstruieren gilt.⁴ Ebenso berücksichtigt sie die Materialität bzw. Körper[lichkeit],⁵ Routinisierbarkeit und Situationalität⁶ als gesellschaftskonstituierende Dimensionen. In einer solchen praxeologischen und kontextualisierenden Perspektive besteht das eigentliche Problem gar nicht so sehr in der Frage nach Ordnung und Nicht-Ordnung. Vielmehr setzt es früher an, nämlich bereits bei der Explizierbarkeit von Heteronormativität als gesellschaftlichem Ordnungsprinzip. Denn diese Selbstverständlichkeit hinter dieser Normalität liegt nicht offen zutage; vielmehr gilt es, sie zunächst einmal trickreich aufzudecken. Die Frage ist damit nicht, wo sich das Andere der Ordnung in der Ordnung versteckt, sondern, wie sich Ordnung und/oder das Andere der Ordnung *überhaupt* erkennen und explizieren lassen, ohne sie in ihren Gegenstand zu tragen, das heißt zu reifizieren. Das Dilemma ist mithin ein methodisches und besteht im adäquaten Umgang mit der Gefahr der Reifizierung in Abgrenzung zu und Überwindung von Sprachlosigkeit.

4 Vgl. Pierre Bourdieu, *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt a. M. 1998.

5 Vgl. Anne Fausto-Sterling, *Sexing the Body*, New York 2000; dies., *Sex/gender. Biology in a social world*, New York/London 2012.

6 Vgl. Bourdieu, *Praktische Vernunft*; ders., *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a. M. 2005, S. 7–13, 43–63; John Dewey, »Die Struktur der Forschung«, in: Jörg Strübing/Bernt Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*, Konstanz 2004 [1938], S. 225–243; sowie den Beitrag von Marc Rölli in diesem Band.

Dazu will ich im ersten Schritt Heteronormativität als gesellschaftliches Ordnungsprinzip umreißen, wozu ich auf Phobien und Dichotomien recurriere, weil sie Heteronormativität verfestigen. Denn Strukturen und Muster sind am besten zu erkennen, wenn deutlich wird, was sie ausschließen (2). Weiter zeige ich, wo und wie eine gegenstandsbezogene Perspektive zum Anderen der Ordnung an ihren ›Erfüllungs-ort‹ und gleichzeitig an Grenzen stößt, nämlich beim Phänomen der Intersexualität. Intersexualität verunsichert die dichotome Geschlechterordnung nicht nur in ihrer (empirischen) Erscheinung, sondern auch die wissenschaftliche Konstruktion des Gegenstands selbst (3). Damit komme ich zum Dilemma von Offenhalten und Benennen des Gegenstands. Genau in diesem Dilemma ist die Suche nach dem Anderen der Ordnung lokalisiert, weshalb ich die Suchbewegung selbst als Kandidatin für ein solches Anderes diskutiere – und als soziale Praxis charakterisiere (4).

2. Heteronormativität als Ordnungsprinzip

In einer praxeologischen Perspektive ist Ordnung vor allem das Unthematisierte, und das heißt: die nicht hinterfragte Ordnung, ergo Selbstverständlichkeit. Das wird nirgends deutlicher als bei Geschlecht: Kaum etwas verunsichert mehr als das Nichtwissen über die Geschlechtszugehörigkeit einer Person. Insofern ist nicht Unordnung das passende Bild zum Anderen der Ordnung, sondern Hinterfragen von Selbstverständlichkeit: Was macht Geschlecht zu einem so grundlegenden Ordnungsprinzip der Gesellschaft? Zur Beantwortung eignet sich der im Vergleich zu ›Geschlecht‹ theoretisch gehaltvollere Begriff der Heteronormativität.⁷ Heteronormativität bezeichnet eine Geschlechterordnung, die auf zwei gesellschaftlich tief verankerten Annahmen basiert: Erstens, dass es von Natur aus nur zwei Geschlechter gibt, nämlich Männer und Frauen, und zweitens, dass sich diese beiden Geschlechter in ihrer Sexualität natürlicherweise aufeinander beziehen, also heterosexuell sind. Heteronormativität ist ein binäres Wahrnehmungs-, Handlungs-, und Denkschema, das Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als selbstverständlich und natürlich voraussetzt, als gesellschaftliches Ordnungsprinzip in Institutionen und Beziehungen funktioniert und damit Komplexität reduziert. Heteronormativität wird permanent hergestellt

7 Zu den Ausführungen zu Heteronormativität und Normalisierungen vgl. Nina Degele/Stephanie Bethmann/Karolin Heckemeyer, »Warum wir Geschlecht berücksichtigen, um Gesellschaft zu verstehen. Ein Plädoyer für eine heteronormativitätskritische Analyseperspektive«, 2011, Online veröffentlicht unter: www.feministisches-institut.de.

und reproduziert, und dabei fordert Homosexualität die Natürlichkeit von Heterosexualität heraus, genauer: ›richtiges Mannsein/Frausein‹. Sich einem der beiden gesellschaftlich existenten Geschlechter zuzuordnen ist die Voraussetzung für die Anerkennung als ein vollwertiges und somit auch handlungsfähiges Gesellschaftsmitglied.

Es sind vier Normalisierungen, die Heteronormativität den Anschein des Natürlichen, Normalen, Selbstverständlichen verleihen. Erstens ist es die *Naturalisierung* von Heteronormativität, das heißt der Anschein der Natürlichkeit von genau und ausschließlich zwei Geschlechtern wie auch ihrer heterosexuellen Bezogenheit aufeinander.⁸ Zweitens wird die heteronormative Ordnung durch *Inkorporierung* hergestellt: Unser Wissen von Geschlechterunterschieden im Alltag ist nicht theoretisch oder abstrakt, sondern ein verinnerlichtes Körper-Wissen. Drittens sorgt *Institutionalisierung* dafür, dass das, was als natürliches Geschlecht gilt und wie es verkörpert wird, zwar historisch veränderbar, aber dennoch erstaunlich stabil ist.⁹ Eine solche Ordnung schafft in gesellschaftlicher Kommunikation ein berechenbares Verhaltensterrain, Erwartungssicherheit, und *reduziert damit Komplexität*: Männer halten die Tür auf, Frauen lassen sich in den Mantel helfen, ein paar gemalte Striche an öffentlichen Toilettentüren lassen uns zielsicher ›die richtige‹ erwischen. Heteronormativität kanalisiert damit Handlungen im Sinne einer gesellschaftlichen Wiedererkennbar- und Verarbeitbarkeit, um Bedeutungsüberschüsse im Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität handhabbar zu machen. Geschieht die Herstellung von Ordnung über Vereinfachung, entspräche das Andere der Ordnung einer Erhöhung von Komplexität, denn diese ist mit einem gesteigerten Verarbeitungsaufwand verbunden. Komplexität und das Andere der Ordnung befinden sich mithin in einem wechselseitigen Steigerungsverhältnis. Eine Erhöhung von Komplexität ist mit Unsicherheit und Verunsicherung verbunden, eine Reduktion von Komplexität mit Verselbstverständlichung.

Für Geschlecht heißt das: Normal ist Heterosexualität und normal ist die eindeutige Zuordnung von Menschen zu Männern und Frauen. LSBTI markieren somit nicht nur das Andere der Normalität und das

8 Diese Normalisierung behaupte ich als zentral für die Herstellung von Ordnung und Selbstverständlichkeit, was ich noch ausführen werde.

9 Gesellschaftstheoretisch sind Heteronormativität und männliche Herrschaft untrennbar miteinander verbunden, was Pierre Bourdieu – hier ist er Ordnungstheoretiker schlechthin – wie ein undurchdringliches Gehäuse sichtbar macht. Er weist auf die normative Kraft von Strukturen in Form symbolischer Gewalt hin und betont Stabilität in einer Weise, dass man ihn geradezu als Antitheoretiker des Anderen der Ordnung begreifen kann. Bourdieu steht nicht für das Exzeptionelle, sondern für eine Ordnung, die er aber entselbstverständlicht. Vgl. Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, S. 63–78.

Andere der Ordnung, sondern machen diese Normalitätsvorstellung überhaupt erst sichtbar.¹⁰ In diesem Sinn entselbstverständlichen LSBTI die heteronormative Ordnung der Gesellschaft, überschreiten diese – und schaffen damit aber auch Bedingungen für die Normalisierung von Überschreitungen. Das hat sich etwa in der Entpathologisierung und weitgehenden rechtlichen Gleichstellung homosexueller Lebensweisen und dem anvisierten rechtlichen und medizinischen Schutz von Inter-geschlechtlichkeit in vielen Ländern niedergeschlagen. Das verdeutlicht, dass Entselbstverständlichung als das Andere der Ordnung mit der Bildung einer anderen Ordnung verbunden ist, der Weg zum Anderen der Ordnung ist in seinem Ergebnis ein Ordnungsprozess.

Heteronormativität lässt sich durch Reaktionen auf ein Hinterfragen derselben als gesellschaftliches Ordnungsprinzip rekonstruieren. Die Gefährdung und gleichzeitige Befestigung dieses Ordnungsmodells wird in ihrer Abwehr in Form von Phobien als Symptomen von Verunsicherungen deutlich, genauer: Homo-, Trans- und Interphobien. Geht es um die Angst vor und Abwehr von Lebensweisen und/oder Menschen, lässt sich dies unter dem Begriff »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« fassen. In diesem Zusammenhang zeigt Wilhelm Heitmeyer,¹¹ dass und wie entwurzelten und verunsicherten Milieus und Gruppen Anerkennung und Aufwertung verwehrt bleibt, sei es aufgrund ökonomischer Benachteiligung (Klasse) oder gruppenspezifischer Ausgrenzungen rund um die Dimensionen Hautfarbe/Ethnizität/Nationalität, Religion, Geschlecht oder körperbezogene Merkmale. Solche Milieus wiederum suchen Anerkennung über die durchaus aggressive Abgrenzung zu Unterlegenen bzw. zu anderen Lebensentwürfen zum Zweck der Bewältigung von Unsicherheit. Phobien nun überschreiten nicht die zugrunde liegende Ordnung, sondern sichern und befestigen diese und verweisen damit – ganz im Sinn Durkheims – auf Ordnung. Ob und wie dies gelingt, ist eine empirische Frage.

Homophobie meint in diesem Zusammenhang eine soziale, gegen Lesben und Schwule und ihre Lebensweisen gerichtete Aversion bzw.

¹⁰ Erst Abweichung schafft Normalität als Tatbestand. So entstand Heterosexualität als Kategorie erst, nachdem Homosexualität bereits als Identitätskategorie existierte: Der Begriff Homosexualität wurde 1869 geprägt, der Begriff Heterosexualität dagegen erst 1880, also mehr als ein Jahrzehnt nach der »Erfindung« der Homosexualität. Vgl. Franz X. Eder, *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002, S. 159. Dies zeigt, dass Selbstverständliches so lange nicht benannt wird (weil es so selbstverständlich ist), bis Abweichungen das Selbstverständliche in Frage stellen.

¹¹ Vgl. Wilhelm Heitmeyer, »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF) in einem entsicherten Jahrzehnt«, in: ders. (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 10*, Berlin 2012, S. 15–41.

Feindseligkeit¹² »aufgrund eines ›normabweichenden‹ sexuellen Verhaltens und damit verbundenen Auftretens in der Öffentlichkeit«. ¹³ Homophobie ist keine Krankheit oder Abnormalität, theoretisch entscheidend ist vielmehr die darin implizierte Normalität, Selbstverständlichkeit und Unbewusstheit. Sexismus bezeichnet »geschlechtsbezogene Stereotype, Affekte und Verhaltensweisen, die einen ungleichen sozialen Status von Frauen und Männern zur Folge haben«, ¹⁴ begründen und legitimieren. »Transphobie nennt man die Ablehnung von Trans* und oder von für Trans* gehaltenen Menschen auf Grund von Hass, Angst, Ekel, Vorurteilen u. a., die sich in Form von verbaler Aggression, Infragestellung oder Aberkennen der Geschlechtsidentität, körperlicher und psychischer Gewalt, Pathologisierung, Mobbing, sprachlicher Unsichtbarmachung, Kriminalisierung u. a. zeigen kann.« ¹⁵ Homophobie und Transphobie hängen eng miteinander zusammen, »beide Phobien haben die Angst vor der Abweichung von den Normen des körperlichen und sozialen Geschlechts von Mann oder Frau zum Inhalt. Viele Formen von Transidentität stellen die herrschende Zwei-Geschlechter-Ordnung in Frage. Darauf reagieren Menschen oft mit Abwehr«. ¹⁶

Während im Hinblick auf Homosexuelle in vielen Ländern zumindest eine weitgehende rechtliche Gleichstellung und damit Anerkennung stattgefunden hat, kommt der zentrale Angriff auf Zweigeschlechtlichkeit als grundlegendes Ordnungsmodell von Gesellschaft nicht aus einer Homo- oder Transsexuellen-Richtung (für die eine eindeutige geschlechtliche Zuordnung unhinterfragt bleibt), sondern von Inter*. Warum? Intersexuell oder intergeschlechtlich ist eine »Beschreibung für Personen, die genetisch, anatomisch und/oder hormonell nicht eindeutig dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zugeordnet werden können. Intersexuelle werden auch Hermaphroditen oder Zwitter genannt oder bezeichnen sich als intergeschlechtlich

12 Vgl. Kurt Wiesendanger, »Heterosexismus und Homophobie«, in: *Psychoscope* 23 (2), 2002, S. 6–9.

13 Wilhelm Heitmeyer/Jürgen Mansel, »Gesellschaftliche Entwicklung und Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit: Unübersichtliche Perspektiven«, in: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 6*, Frankfurt a. M. 2008, S. 13–35, hier: S. 19.

14 Thomas Eckes, »Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 165–176, hier: S. 166.

15 TransInterQueer, »Basiswissen«, o. J., online veröffentlicht unter: www.transinterqueer.org.

16 Jannik Franzen, »Transphobie in LSBTI-Kontexten«, in: Les Migras (Hrsg.), *Verbindungen sprechen. Empowerment in Bezug auf Rassismus und Transphobie in LSBTI-Kontexten*, Berlin 2011, S. 11–14.

oder zwischengeschlechtlich.«¹⁷ Hier steht also nicht der Wechsel von einem Geschlecht zum anderen im Mittelpunkt, sondern (wie auch bei Transgender-Personen, wenn auch vor allem in sozialer Hinsicht) die Existenz dazwischen bzw. jenseits der etablierten Geschlechter. Entsprechend bezeichnet Interphobie die Ablehnung von intersexuellen bzw. intergeschlechtlichen Menschen, die sich in Verunsicherung bis hin zu Hass äußert. Interphobie – so meine These – bildet das Zentrum von Phobien im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität, weil mit der biologischen Nichteindeutigkeit von Geschlecht der letzte Stabilitätskern in Bezug auf die Annahme einer biologischen Basis und damit von Natürlichkeit verloren geht. In diesem Sinn ist Intersexualität aufgrund ihrer Unbekanntheit, Unsichtbarkeit und des geringen Wissens darüber für die heteronormative Geschlechterordnung als Phänomen am bedrohlichsten, steht von allen LSBTI-Phänomenen am meisten für das Andere der Ordnung und macht Naturalisierung zur primären Normalisierung im Hinblick auf Heteronormativität (siehe oben). Die Gender Studies stellen sich diesem Problem, indem sie über die Analyse von Phänomenen, die die heteronormative Ordnung entweder hinterfragen oder diese verteidigen, Heteronormativität als Selbstverständlichkeit überhaupt erst sichtbar machen. Das macht gleichzeitig die Crux beim Denken des Anderen der Ordnung aus: Heteronormativität lässt sich rekonstruieren und entselbstverständlich, es kommt dann allerdings eine Form von Ordnung zum Vorschein. Diese Ordnung ist gänzlich unspektakulär, wenig exzeptionell und außerordentlich, es handelt sich um möglicherweise schillernde, strukturell aber stabile Geschlechterverhältnisse. Das Andere der Ordnung liegt somit nicht im Gegenstand, sondern bestenfalls im Prozess des Sichtbarmachens. Denn zur Ordnung von Heteronormativität gehört ihre Unsichtbarkeit in ihrer allgegenwärtigen Alltäglichkeit. Damit wird aus der theoretischen eine methodologische Frage: Wie lässt sich ein Anderes der Ordnung sichtbar machen, ohne es mit der Sichtbarmachung aufzulösen? Das gilt für das wissenschaftliche wie auch für das alltägliche Wissen gleichermaßen.

Im Alltag ist Heteronormativität als unhinterfragte Selbstverständlichkeit von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität grundlegend für die Orientierung in der Welt. Damit ist nicht die Annahme eines Kontinuums von Normalität (und damit Ordnung) verbunden, sondern im Gegenteil von Dichotomie: Es gibt Männer und Frauen und sonst nichts. Der Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit war allerdings nicht immer so groß wie in der Moderne. Vormoderne Philosophen und Ärzte gingen von einem Kontinuum der Geschlechter aus.¹⁸ Mit der naturwissenschaftlichen Fundierung der Medizin wurden im 18. Jahr-

17 TransInterQueer, »Basiswissen«.

18 Vgl. Fausto-Sterling, *Sexing the Body*, S. 30–44.

hundert physiologisch diagnostizierte Unterschiede zwischen Männern und Frauen als natürlich, die Geschlechterhierarchie als anatomischer Sachverhalt, und Mütterlichkeit zur bio-ethischen Notwendigkeit erklärt. Im Mittelpunkt steht dabei die Entwicklung der Wissenschaften vom Menschen und dabei vor allem einer weiblichen Sonderanthropologie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.¹⁹ Sie schuf die Grundlage für die Erfindung und Konsolidierung polarer Geschlechtertheorien des 19. Jahrhunderts und damit einer kulturtheoretischen ›Biologisierung der Weiblichkeit‹. Daraus ergab sich die Vorstellung von Geschlechtscharakteren: Einem bestimmten Geschlecht zugeschriebene Eigenschaften und Verhaltensweisen werden »als eine Kombination von Biologie und Bestimmung aus der Natur abgeleitet und zugleich als Wesensmerkmal in das Innere des Menschen verlegt«.²⁰ Die Verschiebung des Geschlechterverständnisses hin zu einer fundamentalen Differenz findet mit der Entstehung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft statt. Frauen erscheinen als ›dunkle Seite‹ der Aufklärung (und damit durchaus als das Andere der Ordnung), ihr Denken, Tun und Empfinden gilt als Ausdruck ihrer ›Natur‹. Das hat die Soziologie vor einem Jahrhundert nicht anders gehalten als die übrigen Wissenschaften und die Philosophie der Aufklärung auch.²¹

Die soziokulturell dominierende Geschlechterdichotomie lässt sich jedoch nicht aus biologischen Sachverhalten ableiten. Dies illustriert der Fall Caster Semenya, »the South African runner whose sex was challenged because of her spectacular win and powerful physique that fueled an international frenzy questioning her sex and legitimacy to compete as female«.²² Die südafrikanische 800-Meter-Läuferin geriet bei den Weltmeisterschaften 2009 unter Verdacht, »keine richtige Frau« zu sein. Der Verdacht beruhte zum einen auf ihrer Leistungssteigerung in Verbindung mit einem 3-fach erhöhten Testosteron-Wert gegenüber ›normalen‹ Frauen, dann aber auch auf ihrem medial inszenierten Aussehen mit männlichem Gesicht, schmalen Hüften, großen Muskeln und einer tiefen Stimme (»deep voice, muscular build, and rapid improvement in

19 Vgl. Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850*, Frankfurt a. M./New York 1991, S. 22–28.

20 Karin Hausen, »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363–393, hier: S. 369f.

21 Vgl. Regine Gildemeister/Katja K. Hericks, *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*, München 2012, S. 4–18.

22 Katrina Karkazis et al., »Out of bounds? A critique of the new policies on hyperandrogenism in elite female athletes«, in: *American Journal of Bioethics* 12 (7), 2012, S. 3–16, hier: S. 3.

times«²³). Leistung und vermeintlich männliche Geschlechtsmerkmale befeuerten Zweifel an ihrem Frausein.²⁴

Dieser Fall hat die Sportwelt in gehörigen Aufruhr gebracht. Aber nicht nur der Sport ist vom gesellschaftlichen Binarisierungszwang im Hinblick auf die Frage, wer mit welchem Geschlecht zum sportlichen Wettkampf antreten darf, überfordert. Auch die Naturwissenschaften sind zu keiner binären Geschlechterdifferenzierung in der Lage: Geschlecht bewegt sich in einem Kontinuum. Zweigeschlechtlichkeit ist keine biologisch-naturwissenschaftliche Tatsache, sondern ein sozialer Ordnungsimperativ.²⁵ Darauf verweisen die verschiedenen Möglichkeiten der Differenzierung der Geschlechter (chromosomal, gonadal, hormonal, morphologisch)²⁶: Von einer eindeutigen und dichotomen Geschlechterbestimmung kann keine Rede sein, dennoch werden im alltäglichen wie auch wissenschaftlichen Wissen die Extremfälle, »die Auslaufzonen einer Gauß-Kurve«,²⁷ als Normalität konstruiert. Der große Bereich der Überlappungen bleibt dafür unberücksichtigt: Empirisch gibt es zwar viele Frauen, die größer, schneller und stärker sind als viele Männer, dennoch gilt laut Differenzierungsimperativ nach wie vor: Männer sind größer, schneller und stärker als Frauen. So bringt

23 Associated Press, 2009, zit. n. Cheryl Cooky/Ranissa Dycus/Shari L. Dworkin, »What makes a woman a woman?« versus »Our First Lady of sport: A comparative analysis of the United States and the South African media coverage of Caster Semenya«, in: *Journal of Sport and Social Issues* 37 (1), 2013, S. 31–56, hier: S. 31.

24 Ging es bis dahin bei Wettkämpfen um den Nachweis, eine »richtige« Frau zu sein, um bei den Frauen starten zu dürfen, führten die begrenzte Aussagekraft der Testergebnisse wie auch ethische Probleme dazu, nicht mehr die Geschlechtszugehörigkeit zu testen, sondern den Testosteronwert. Das hört sich geschlechtsunabhängig an, läuft aber aufgrund der engen symbolischen Verknüpfung von Testosteron, Leistungsfähigkeit und Mannsein im Alltagswissen, in der Wissenschaft wie auch in den Medien darauf hinaus, dass es letztlich doch wieder darum geht, dass eindeutige Männer und Frauen als *richtige* Teilnehmer/innen für Sportveranstaltungen vorgesehen sind und bleiben. Vgl. Sigrid Schmitz/Nina Degele, »The Testos Hype: Dynamics and Embodiments in the Magic Triangle of Performance – Testosterone – Sex Determination«, unveröff. MS.

25 Vgl. Fausto-Sterling, *Sexing the Body*, S. 3–5.

26 Vgl. Fausto-Sterling, *Sex/gender*; Sigrid Schmitz, »Geschlechtergrenzen. Geschlechtsentwicklung, Intersex und Transsex im Spannungsfeld zwischen biologischer Determination und kultureller Konstruktion«, in: Smilla Ebeling/Sigrid Schmitz (Hrsg.), *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006, S. 33–56.

27 Natascha Adamowsky, »Das Dunkle ist mehr als die Abwesenheit von Licht: zum Eigensinn des Anormalen«, in: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 7 (1), 2014, S. 70–83, hier: S. 79.

nichts das Alltagswissen, den Sport, die Gesetzgebung, Politik und Wissenschaft mehr durcheinander, als einen Menschen nicht eindeutig einem von zwei Geschlechtern zuordnen zu können.

3. Ander[e]s Ordnen

Dies irritiert nicht nur den Sport, sondern auch die wissenschaftliche Begriffsbildung. Wie nämlich soll ein Gegenstand, der sich nicht nur dem Alltagsverständnis so deutlich entzieht, sondern mehr noch die ihn konzipierenden Wissenschaften in Legitimationszwang bringt, beschrieben und gefasst werden, ohne ihn damit zu reifizieren? Reifizierung, »a coming to take for granted as ›given‹ and inevitable what in fact is the product of human action«,²⁸ läuft auf die Schaffung von Ordnung hinaus. Vorwissenschaftliche Gewissheiten werden als unveränderlich Gegebenes gesetzt und formen damit den Verlauf und die Ergebnisse der Forschung. Dies gilt es für die Suche nach dem Anderen der Ordnung tunlichst zu vermeiden. Mit ihrer Reifizierungskritik liefert die Geschlechterforschung dazu einen grundlegenden Beitrag. Denn die theoretische Analyse, empirische Rekonstruktion und vor allem die Formulierung methodischer Konsequenzen dieses Zusammenhangs im Hinblick auf eine Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit²⁹ ist eine zentrale Errungenschaft der Gender Studies. Regine Gildemeister/Angelika Wetterer und Carol Hagemann-White kritisierten bereits vor zwei Jahrzehnten in diesem Zusammenhang, dass eine Kategorisierung von zwei sich unterscheidenden, gegensätzlichen Geschlechtern in Studien, die Geschlecht als Variable oder als gegebene soziale Tatsache behandeln, bereits *vor* dem Beginn der empirischen und theoretischen Forschung erfolgt und damit die angenommene Differenz von Frauen und Männern immer wieder aufs Neue bestätigt und verfestigt: ForscherInnen tragen Bedeutungen in ihre Untersuchungen, die sie eigentlich erforschen wollen.³⁰ Entsprechend problematisiert Pierre Bourdieu, dass in der Soziologie »Wahrnehmungs- und Denkkategorien als Erkennt-

28 Hanna Fenichel Pitkin, »Rethinking reification«, in: *Theory and Society* 16 (2), 1987, S. 263–293, hier: S. 263.

29 Vgl. Candace West/Don Zimmerman, »Doing Gender«, in: *Gender & Society* 1 (2), 1987, S. 125–151.

30 Vgl. Regina Gildemeister/Angelika Wetterer, »Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung«, in: Gudrun Axeli-Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 201–254; Carol Hagemann-White, »Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht«, in: *Feministische Studien* 11 (2), 1993, S. 68–78.

nismittel« verwendet werden, die eigentlich als »Erkenntnisgegenstände zu behandeln«³¹ wären. Die als selbstverständlich angenommenen Kategorien verführen dann schnell zu einem Vergleich der/des scheinbar klar Unterscheidbaren, wobei sich der Vergleich bei genauerer Betrachtung vielmehr als Angleichung, als Nostrifizierung herausstellt. »Was als ›Vergleichen‹ ausgegeben wird, vollzieht sich [...] als Identifikation des ›Gleichen‹ nach eigenem Maß, bevor das ›Ver-gleichen‹ als ausgewiesene Operation einsetzt.«³² Das ›Andere‹ wird folglich entsprechend der eigenen Maßstäbe angeeignet, subsumiert.

Eine Lösung könnte der Begriff des Queering bieten, in den das Moment des Verunsicherns eingeschrieben ist. Queering zielt auf die Erhöhung von Komplexität und damit die Aufhebung des dichotomen Ordnungsprinzips, das wäre die methodische Seite des Anderen der Ordnung. Queer begreift sich als Gegenbegriff zu heteronormativ, sperrt sich aber gegen eine Definition – und damit gegen eine Ver-Ordnung. *To queer* als Hinterfragen einer vermeintlich selbstverständlichen Ordnung bezieht sich in erster Linie auf die Zuschreibung einer Identität als naturgegeben. Queerendes Denken als wissenschaftliche und auch politische Praxis bezieht seine Kraft somit aus der Auseinandersetzung mit Denkformen und Institutionen, die vereinfachen, binarisieren, hierarchisieren und ausgrenzen. Entsprechend geht es der vor allem in den Geisteswissenschaften beheimateten Queer Theory darum, Kategorien und Diskurse zu dekonstruieren, Nicht-Thematisiertes und Ausgeschlossenes sichtbar zu machen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse bloßzulegen und eine größere Offenheit in Bezug auf die Denkbare von nicht dem *mainstream* entsprechenden Phänomenen herzustellen.³³ Dekonstruiert werden soll die Annahme natürlicher und essenzieller Eigenschaften von Phänomenen wie Geschlecht und Sexualität wie auch die kaum thematisierte Position des weißen, heterosexuellen Mittelschichtmannes. Queer ist damit eine wissenschaftliche Haltung und ein Verfahren, das sich auch als (Anti-)Disziplin konstituiert hat – und ist damit geradezu als Kandidat für das Andere der Ordnung prädestiniert.

Weil sich *queer* durch seine Nicht-Definierbarkeit und Unmöglichkeit einer kanonischen Festschreibung auszeichnet, findet der Begriff Methode – der ja auf Standardisierung und Systematisierung verweist – in der Queer Theory kaum Verwendung. Im Vordergrund steht die Analyse

31 Pierre Bourdieu, »Die männliche Herrschaft«, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a. M. 1997, S. 153–217, hier: S. 153.

32 Joachim Matthes, »The Operation Called ›Vergleichen‹«, in: ders. (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, in: *Soziale Welt*, Sonderbd. 8, Göttingen 1992, S. 75–99, hier: S. 83.

33 Vgl. Nikki Sullivan, *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003.

von Texten im Sinne eines *queer reading*.³⁴ Dieses literaturwissenschaftliche Lektüreverfahren operiert mit einem weit gefassten Textbegriff, der nicht nur Literatur, sondern auch Film und andere zeichenhaft zu deutende kulturelle Phänomene beinhaltet. Verfahren des *queer reading* analysieren mit Rückgriff auf poststrukturalistische Vorgehensweisen der Diskursanalyse, der Psychoanalyse und der Dekonstruktion Texte im Hinblick auf ihren heteronormativen Gehalt, legen Widersprüche binärer Sexualitäts- und Geschlechterkonzepte offen und haben das Ziel, alternative Lesarten zu entwickeln. Es wendet sich gegen Universalisierungen, Vereinheitlichungen und Festschreibungen, die mit methodischen Fixierungen insbesondere quantitativer Verfahren der empirischen Sozialforschung nicht lediglich festgestellt, sondern – so die Kritik – diskursiv hergestellt werden. Eine solche Wissenschafts- und Methodenkritik zeichnet sich durch die Kritik heteronormativer Ordnungen und festgelegter Identitäten wie auch durch Reflexivität im Sinne einer Reflexion des Forschungsprozesses und der Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten aus. Dem stehen Methoden der Diskursanalyse und der Auto-Ethnographie nahe, die die eigene Zugehörigkeit zum Forschungsgegenstand dekonstruktivistisch und politisch reflektieren und Reifizierungen vermeiden. Dies geschieht etwa durch den Verzicht auf »zombified«³⁵ erscheinende sozialwissenschaftliche Methoden und Kategorien. Queer Theory operiert eher mit Kategorienkritik als mit Kategorienverwendung, will sich nicht auf die Definition von Begriffen einlassen (*queer* als »unclear, fluid and multiple«³⁶) und formuliert Behauptungen am liebsten in Frageform: »Can we have queer knowledges if our methodologies are not queer?«³⁷ Auf diese Weise soll Reifizierung unterlaufen werden, denn was nicht in (binäre und dichotomisierbare) Begriffe gebracht wird, kann keine solchermaßen kategorialen Ausschlüsse produzieren. Gerade das macht das Dilemma und auch die Optionen nicht nur der Queer, sondern auch der Gender Studies im Hinblick auf das Andere der Ordnung aus: Ignorieren sie Geschlecht, verfestigen sie es nicht, verschleiern sie aber auch Hierarchisierungsprozesse und damit verbundene Machtverhältnisse, die ja immer auch Ordnungen darstellen. Beziehen sie Geschlecht ein und

34 Vgl. Kerstin Brandes/Sigrid Adorf, »Indem es sich weigert, eine feste Form anzunehmen« – Kunst, Sichtbarkeit, Queer Theory«, in: *FKW. Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* 45, 2008, S. 5–11.

35 Ken Plummer, »Critical Humanism and Queer Theory: Living with the Tension«, in: Norman K. Denzin/Yvonne S. Lincoln (Hrsg.), *The Sage Handbook of Qualitative Research*, Thousand Oaks, California 2005, S. 357–373, hier: S. 358.

36 Kath Browne/Catherine J. Nash, »Queer Methods and Methodologies: An Introduction«, in: dies. (Hrsg.), *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*, Farnham 2010, S. 1–23, hier: S. 7.

37 Ebd., S. 2.

benennen es, besteht die Gefahr, im Alltagswissen verhaftet zu bleiben und Zweigeschlechtlichkeit festzuschreiben. Im zweiten Fall wird die bestehende Ordnung verfestigt, im ersten Fall lassen die Gender und Queer Studies ein Anderes der Ordnung zu, bleiben aber unterkomplex und/oder führen aus einer sozialwissenschaftlich orientierten Geschlechterforschung hinaus.

4. Schluss

An einer genauen Beschreibung und damit Konstruktion zu untersuchender Phänomene führt kein Weg vorbei, weil mit einer fehlenden Bezeichnung der Gegenstand verloren ginge. Letzteres liefe auf einen Theoretizismus hinaus, wie ihn der Philosoph Marc Rölli (in diesem Band) als diskursive Selbstgenügsamkeit ohne Bezug auf ein Außen charakterisiert. Um geschlechterkonstituierende Praktiken zu erfassen, bedarf es jedoch entsprechender Begriffe: »So wie wir keine Sprache untersuchen können, ohne die konsensuell alltäglich vorhandenen Bedeutungen der Worte zu wissen, so können wir den Umgang mit der Zweigeschlechtlichkeit in seinem prozessualen Charakter nicht in der Forschung berücksichtigen, wenn die mit Geschlechtsbedeutung versehenen Elemente nicht identifiziert werden.«³⁸ Eine als Gegenstrategie praktizierte Omnirelevanzannahme von Geschlecht, die Geschlecht als immerzu und überall wirksames Strukturierungsmoment begreift, hilft auch nicht weiter. Sie führt dazu, dass Erkenntnisse über Geschlecht auf alle und alles angewandt werden und auf diese Weise die Geschlechterdifferenz reifizieren. Dann gibt es keinen Ort, kein Ding, das frei von Geschlecht gedacht werden kann.³⁹ Weiter können damit andere Differenzsetzungen, die mit Geschlecht nicht notwendig einhergehen, aus dem Blick geraten.⁴⁰ Das Problem der Reifizierung und damit der

38 Hagemann-White, »Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen«, S. 76.

39 Mit einem ähnlichen Problem kämpfen die Whiteness Studies, wenn sie auf Weißsein als unmarkierte privilegierte Kategorie und gleichzeitig ihre Omnirelevanz hinweisen. Vgl. Jack Niemonen, »Public Sociology or Partisan Sociology? The Curious Case of Whiteness Studies«, in: *The American Sociologist* 41 (1), 2010, S. 48–81, hier: S. 53f.

40 Vgl. Candace West/Sarah Fenstermaker, »Doing Difference«, in: *Gender & Society* 9 (1), 1995, S. 8–37. Das ist der Fall, wenn nicht nur Dichotomien nicht mehr funktionieren, sondern weitere Kategorien hinzugezogen werden müssen, z. B. Klasse, Ethnizität, Alter etc. Geschlechtertheoretisch ist bedeutsam, dass eine Kontextualisierung von Ungleichheiten dazu führt, dass die Kategorie Geschlecht ihre Exklusivität verliert. Die Zentralkategorie Geschlecht der Gender Studies gerät in Wechselwirkung mit anderen disziplinären Basiskategorien wie

Konzeption eines Anderen der Ordnung setzt dagegen viel früher an als beim adäquaten Umgang mit Gesagtem, nämlich beim Unausgesprochenen bzw. Unausprechlichen.⁴¹ Eine Nichtbenennung sozialer Akteur/innen und Sachverhalte – als scheinbarer Ausweg aus der Reifizierungsfalle – drückt sich um einen konstruktiven Umgang mit dem Dilemma der Reifizierung, des Unterschlagens zweigeschlechtlich organisierter Realität und des Verfestigens derselben, kurz mit *doing gender* und *undoing reification*.⁴²

Die Suche nach dem Anderen der Ordnung krankt somit auch an ihrer statischen Konzeption, als gäbe es ein Ding, das der Ordnung gegenüberstünde. Stattdessen kommt es auf überraschende Problemlösungen im Kontext von Praxis an. Dafür etwa steht der Aspekt der Kontextualität, sei es die Betonung von Situationalität wie im amerikanischen

etwa Hautfarbe/Ethnizität/Nation in den Postcolonial Studies, Sexualität in den Queer Studies oder Klasse in der Soziologie. Diesen Sachverhalt haben sich aus dem Kontext der Geschlechterforschung stammende Intersektionalitätsanalysen zu Herzen genommen. Seit den 1990er Jahren interessieren in den Gender-, Queer- und Postcolonial Studies Wechselwirkungen zwischen ungleichheitsgenerierenden Dimensionen wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität/Rasse oder auch Sexualität (afrodeutsche, jüdisch-deutsche, behinderte Menschen, Lesben, Migrantinnen). Statt die Wirkungen von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren, betonen die Protagonist/innen des Konzepts, dass die Kategorien im entsprechenden gesellschaftlichen Herrschaftszusammenhang in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken oder auch abschwächen können. Wer ist also Subjekt einer wie auch immer postulierten Bewegung und Gleichstellungspolitik? Die Fundierung sozialer Bewegungen und politischer Aktionen auf der Grundlage gemeinsamer Identitäten ist zu einem Ding der Unmöglichkeit geworden. Das ließe sich durchaus als Verunordnung lesen.

41 Identifiziert man das Soziale bzw. soziologisch Relevante mit Regeln, Mustern und Strukturen, können diese auch in den Köpfen oder Körpern von Akteur/innen verankert sein. Damit wäre man recht schnell bei der Biologie, Kognitionswissenschaft, Psychologie oder Psychoanalyse. Deren Gegenstände lassen sich allerdings nur bedingt in Soziales überführen. Als Konsequenz problematisiert Stefan Hirschauer die Reduktion des Sozialen bzw. sozial Rekonstruierbaren auf Sprache und hebt die sprachlosen Aspekte des Sozialen hervor – ohne in Psychologisierungen zu verfallen. Versprachlichungen (wie etwa Transkripte von Interviews usw.) schaffen keine Kopie eines Gesprächs, sondern neue Texte, die lediglich dekontextualisierte Aspekte des Gesagten jenseits der nonverbalen Interaktionen aufzeichnen. Dagegen kann die Beschreibung von Beobachtungen eben dies erfassen. Die Leistungen des Beschreibens sind dann jedoch ebenso wenig dokumentarisch, sie sind analytisch, es handelt sich um eine »theorieorientierte Schreibpraxis«. Stefan Hirschauer, »Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (6), 2001, S. 429–451, hier: S. 431.

42 Vgl. West/Zimmerman, »Doing Gender«.

Pragmatismus⁴³ oder von Relationalität, wie sie Bourdieu als Kernkonzept seiner Theorie der Praxis entwirft.⁴⁴ Diese drückt der Praxis gerade keine theoretisch abgeleitete Logik auf, sondern lässt die Praxis machen und überraschen – in soziologisch bestimmbareren Kontexten wie etwa der männlichen Herrschaft, dem Feld der Literatur oder der Wissenschaft. Gemeinsam ist diesen Konzepten, dass Überraschendes, Unvorhergesehenes, Ungewissheit aus Handlungen und Erfahrungen entsteht und dass sie nur mit Bezug zueinander bestimmt werden können. So fragt Rölly danach, ob das Andere der Ordnung nur vorgestellt und gedacht wird, oder ob die Vorstellungen dazu verwendet werden sollen, »die Ordnung, die sie negieren, aufzugeben oder zu transformieren«,⁴⁵ Das muss man nicht als Aufruf zur Revolution missverstehen, sondern als Aufforderung, die empirische Relevanz im Sinne einer Äußerungsform des Gedachten im Blick zu behalten, nämlich die keineswegs theorielos gedachte Praxis. Zwingen im amerikanischen Pragmatismus und damit verbundenen Praxistheorien Situationen zum Handeln, ist »[e]ine tragfähige Ordnung [...] gewissermaßen das mögliche Resultat einer Praxis, sich in Situationen zurechtzufinden«.⁴⁶

Sind Ordnungen situierte und problembezogene Lösungen, kämpft ein Denken des Anderen der Ordnung damit, es jenseits von Theoretizismus und Reifizierung zu benennen. Ob damit verbundene Interpretations-, Erklärungs- und Sinnstiftungsleistungen nun einer Ordnung oder dem Anderen der Ordnung zuzurechnen sind, ist nur ex post zu beantworten, wenn es nämlich um die Konsequenzen solchen Handelns geht. Aus diesem Dilemma ist nicht herauszukommen. Die heteronormative Ordnung lässt sich entselbstverständlichen, nicht aber wegdenken. Das Ergebnis muss nicht das Andere der Ordnung sein, es kann (und wird wahrscheinlich) eine andere Ordnung sein. Dies lässt sich aber nicht theoretisch klären, sondern ist eine empirische Frage der Praxis. Besetzt man das Andere der Ordnung mit Begriffen wie Ausnahme, Rauschen, Bruch, Überschreitung, Nichtabschließbarkeit, Singuläres, Ereignis, Exzeptionelles, Unterbrechung oder Messianisches, setzt eine praxeologisch informierte Geschlechterforschung nicht auf die Alternative von Verstummen und Reifizierung, sondern auf praktische Prozesse des Verunsicherns.

43 Vgl. John Dewey, »The reflex arc concept in psychology«, in: *The Psychological Review* 3 (4), 1896, S. 357–370, hier: S. 361; ders., »Die Struktur der Forschung«, S. 228–243; vgl. Everett C. Hughes, *The sociological eye*, Chicago/New York 1971, S. 436–440.

44 Vgl. Pierre Bourdieu/Löic J.D. Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1996, S. 34–40; Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, S. 177–186.

45 Rölly, »Theoretizismus«, S. 63 in diesem Band.

46 Ebd., S. 69.

